

**STEEN
STEENSEN
BLICHER**

**DER
STRUMPFKRÄMER**

Steen Steensen Blicher

Der Strumpfkramer

Novelle

Aus: Novellen von St. St. Blicher, Aus dem
Dänischen von M. und P., Erster Band, Verlag von B.
G. Teubner, Leipzig, 1849

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Edvard Munch, Kuss

Der Strumpfkrämer.

»Und was am Schmerzlichsten betrübt,
»Ist doch zu missen, was man liebt.«

Bisweilen, wenn ich recht weit in die große Alhaide hinaus gewandert bin, wo ich nur das braune Haidekraut um mich und den blauen Himmel über mir hatte, wenn ich wandelte fern von den Menschen und den Denkmälern ihres kleinlichen Thuns hier, die im Grunde nur Maulwurfshaufen sind, welche die Zeit oder ein anderer unruhiger Tamerlan dem Boden gleich macht; wenn ich schwebe mit leichtem Herzen, freiheitsstolz wie die Beduinen, die kein Haus, kein eng abgegrenztes Feld an die Scholle fesselt, die vielmehr Eigenthümer sind und im Besitze von Allem, was sie sehen, die — nicht wohnen, sondern sich belustigen, wo sie wollen; wenn dann vor meinem weit umherschweifenden Blicke in dem Dunst ein Haus schimmert und ihn damit unangenehm in seinem leichten Fluge aufhält — manchmal entstand da, Gott vergebe mir diesen flüchtigen Gedanken — denn etwas Anderes ist es doch nicht —

der Wunsch: wollte Gott, daß diese Menschenwohnungen weg wären. Da wohnt nur Beschwerde und Kummer, da zanken und keifen sie auch um Mein und Dein — ach, die glückliche Wüste ist ebenso mein wie dein, ist Allen, ist Niemandem. — Ein Forstmann soll den Vorschlag gemacht haben, die ganze Colonieanlage zu zerstören und Wald auf dem Felde und den geschleiften Dörfern der Bewohner anzupflanzen. Mir hat sich bisweilen der noch unmenschlichere Gedanke aufgedrungen: wenn hier noch Haide wäre, mit Ginster bewachsen wie vor Jahrtausenden, unzerstört, nicht umgewühlt von Menschenhänden! Aber wie gesagt, ich meinte es nicht ernstlich; denn wenn ich ermattet, erschöpft, verschmachtet vor Hitze und Durst mit schmerzlicher Sehnsucht an des Arabers Zelt und Kaffeekessel dachte, da dankte ich Gott, daß ein mit Haidekraut gedecktes Häuschen — wenn auch meilenweit entfernt — mir Schatten und Erquickung verhieß.

Auf diese Weise befand ich mich vor mehreren Jahren an einem stillen, warmen Septembertage weit draußen in derselben Haide, die ich im arabischen Sinne mein nenne. Kein Wind bewegte das röthliche Haidekraut, die Luft war schwül und dunstig, die fernen Hügel, welche den Gesichtskreis begrenzten, schienen wie Wolken um die ungeheure Ebene zu

schwimmen und nahmen viele wunderbare Gestalten von Häusern, Thürmen, Schlössern, Menschen und Thieren an. Alle aber in dunkeln und unförmigen Umrissen, unstät wechselnd wie Traumbilder. Bald verwandelte sich eine Hütte in eine Kirche, diese wieder in eine Pyramide, bald erhob sich dort eine Thurmspitze, bald verschwand eine andere. Ein Mensch wurde zu einem Pferde und dieses wieder zu einem Elephanten, hier schwankte ein Kahn und dort ein Schiff mit ausgespannten Segeln.

Lange weidete sich mein Auge an dem Anblicke dieser phantastischen Figuren — ein Panorama, das nur die Seeleute und die Wüstenbewohner Gelegenheit haben zu genießen, bis ich endlich, müde und durstig, nach einem wirklichen Hause unter den scheinbaren zu suchen anfing. Ich wünschte recht innig meine prächtigen Feenschlösser mit einer menschlichen Hütte zu vertauschen.

Es glückte. Ich entdeckte bald einen wirklichen Hof ohne Thurm und Spitze, dessen Umrisse deutlicher und schärfer wurden, je näher ich kam und das, flankirt von Torfhaufen, größer aussah, als es wirklich war. Seine Bewohner waren mir unbekannt, ihr Anzug war ärmlich, ihr Hausrath dürftig, aber ich wußte, daß die Haidenbewohner manchmal edles Metall in einem ungemalten Kästchen oder einem ärmlichen

Wandschranke aufheben und ein dickes Taschenbuch unter einem zerlumpten Wams. Da aber mein Blick beim Eintritt auf einen mit Strümpfen vollgepfropften Alkoven fiel, vermuthete ich ganz richtig, daß ich mich bei einem wohlhabenden Strumpfkrämer befand (in Parenthese sei es gesagt, daß ich keinen armen kenne).

Ein bejahrter, grauköpfiger, aber noch rüstiger Mann erhob sich vom Tische und bot mir die Hand mit den Worten: »Willkommen — mit Erlaubniß zu fragen, wo ist der gute Freund her?«

Man stößt sich nicht an eine so unzarte und unverblümte Frage. Der Haidebauer ist eben so gastfrei, aber ein wenig neugieriger als die schottischen Lairds, und im Grunde kann man es ihm nicht verdenken, daß er gern wissen will, wen er bewirthet.

Als ich ihm erzählt hatte, wer ich wäre, rief er seine Frau, die augenblicklich auftrug, was das Haus bieten konnte und mich mit gutmüthiger Freundschaft nöthigte zu essen und zu trinken, obgleich mein Hunger und Durst alles Nöthigen überflüssig machte.

Ich war mitten in meiner Mahlzeit — und mitten in einem politischen Gespräche mit meinem Wirthe, als ein junges, außerordentlich reizendes Bauermädchen eintrat, das ich unfehlbar für ein vor grausamen Eltern

und einer widerwärtigen Verbindung geflüchtetes Fräulein angesehen hätte, wenn nicht ihre rothen Hände und ihr unverfälschter Bauerdialekt mir bewiesen hätten, daß keine Travestirung stattfand. Sie nickte freundlich, warf einen flüchtigen Blick unter den Tisch, ging hinaus und kam bald zurück mit einem Gefäße voll Milch und Brod, das sie mit den Worten auf den Boden setzte: »Ihr Hund kann vielleicht auch was brauchen.« Ich dankte für ihre Aufmerksamkeit, aber diese war ganz dem großen Hunde zugewendet, dessen Gefräßigkeit bald das Gefäß leerte und der dann auf seine Weise der Geberin dankte, indem er sich an ihr rieb, und als sie ein wenig ängstlich die Arme in die Höhe hob, verstand Chasseur diese Bewegung falsch, machte adroit und drängte das schreiende Mädchen rückwärts gegen den Alkoven. — Ich rief den Hund und deutete ihr seine gute Absicht.

Ich würde die Aufmerksamkeit des Lesers nicht auf diesen trivialen Auftritt gelenkt haben, wenn es nicht geschehen wäre, um die Bemerkung anzubringen, daß den Hübschen Alles gut steht; denn wirklich zeigte dieses Bauernmädchen in Allem, was sie sagte und that, einen natürlichen Reiz, der durchaus nicht auf Rechnung der Koketterie geschrieben werden konnte,

wenn man nicht einen angeborenen unbewußten Instinkt so nennen will.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, fragte ich die Eltern, ob es ihre Tochter wäre. Sie bejahten es mit dem Zusatze, es wäre ihr einziges Kind.

»Sie behalten sie gewiß nicht lange,« sagte ich.

»Gott behüte uns, wie meinen Sie das?« fragte der Vater; aber ein selbstgefälliges Lächeln zeigte, daß er verstand, was ich meinte.

»Ich denke,« antwortete ich, »daß es ihr kaum an Bewerbern fehlen wird.«

»Hm,« brummte er, »von Bewerbern können wir genug bekommen ; aber ob sie etwas taugen, das ist es, wovon wir reden müssen. — Mit einer Taschenuhr und einer silberbeschlagenen Pfeife zu freien, macht die Sache nicht klar, man braucht mehr als »Hott«, um zu fahren. — Ei ja,« fuhr er fort, beide Fäuste auf den Tisch stützend und sich niederbiegend, um zu dem niedrigen Fenster hinaus zu sehen, »kommt nicht da Einer von ihnen — ein Schafjunge, der eben aus den Haidekrautspitzen heraus geguckt hat! Ha, eins von den Dingern, die herumlaufen mit ein paar Dutzend Strümpfen im Quersack. Dummer Kerl, um unsre Tochter freien mit zwei Ochsen und drittehalb Kühen! — Ja, laure nur — Lump.«

Dieser ganze Erguß war nicht an mich gerichtet, sondern an den Herankommenden, auf den er seinen umdüsterten Blick heftete, indem dieser auf einem Haidewege auf das Haus zu wanderte. Er war noch so weit entfernt, daß ich Zeit hatte, mich bei meinem Wirth nach diesem jungen Manne zu erkundigen und ich erfuhr, daß er der Sohn ihres nächsten Nachbars war — der Notabene eine halbe Meile davon wohnte — daß der Vater nur einen kleinen Bauerhof besaß, auf den er noch dem Strumpfkramer zweihundert Thaler schuldig war, daß der Sohn einige Jahre mit wollener Waare herumgelaufen war und endlich gewagt hatte, um die hübsche Cäcil zu freien, aber einen reinen Korb bekommen hatte.

Indem ich diesen Bericht anhörte, war sie selbst hereingekommen und ihr bekümmertes Blick, der abwechselnd auf dem Vater und dem Wanderer draußen ruhte, ließ mich errathen, daß sie die Ansicht des Alten über diesen Gegenstand nicht theilte.

Sobald der junge Krämer zu einer der Thüren hereintrat, ging sie durch die andre hinaus, doch nicht ohne einen schnellen und schmerzlichen Blick. Der Wirth kehrte sich zu dem Eintretenden, erfaßte mit beiden Händen die Tischplatte, als bedürfte er eines Stützpunktes und erwiderte des jungen Mannes

»Gottes Frieden und guten Tag« mit einem trocknen
«Willkommen.»

Jener blieb erst eine Weile stehen, ließ sein Auge im Zimmer herumschweifen, zog darauf aus der Brusttasche eine Tabakspfeife und aus der Hintertasche einen Beutel, klopfte die Pfeife auf dem Ofen zu seiner Seite aus und stopfte sie frisch.

Dies Altes geschah langsam und fast wie nach dem Takt abgemessen und mein Wirth verharrte stets unbeweglich in der von ihm angenommenen Stellung.

Der Fremde war ein sehr schmucker Kerl, ein echter Sohn der nordischen Natur, welche langsam, aber kräftig und ausdauernd treibt, blondlockig, blauäugig, rothwangig und sein feinbeflaumtes Kinn hatte noch kein Rasirmesser berührt, obgleich er gewiß seine vollen zwanzig Jahre war. Er war nach Krämerart vornehmer gekleidet, als die gewöhnlichen Bauern, ja selbst als der reiche Sturmkrämer, in Rock und weite Beinkleider, rothstreifige Weste und ein blaueblümltes, baumwollenes Halstuch — er war kein unwürdiger Anbeter der schönen Cäcilie.

Mir gefiel er noch mehr wegen seines sanften und offenen Gesichts, welches geduldiges Ausharren zeigte — ein Hauptzug im cimbrischen Nationalcharakter.

Es dauerte eine gute Weile bis Einer das Schweigen brach. Endlich erschloß der Wirth zuerst seinen Mund und fragte langsam, kalt und gleichgiltig: »Wo geht die Reise heute hin, Esben?«

Der Angeredete antwortete, indem er ganz gemächlich Feuer auf seine Pfeife schlug und sie mit langen Zügen anbrannte: »Nicht weiter heute; aber morgen will ich fort nach Holstein.«

Hierauf entstand wieder eine Pause, während welcher Esben die Stühle in Augenschein nahm und einen wählte, auf den er sich niederließ. Unterdessen kamen die Mutter und die Tochter herein. Der junge Krämer nickte ihnen zu mit einer so vollkommen ruhigen und unveränderlichen Miene, daß ich fast geglaubt hätte, die schöne Cäcil wäre ihm ganz gleichgiltig, hätte ich nicht gewußt, daß die Liebe in einer solchen Brust mächtig sein kann, wie ruhig sie auch erscheint; daß sie nicht eine Flamme ist, die auflodert und prasselt, sondern eine Kohle, die wärmt, gleichmäßig und lange.

Cäcilie setzte sich mit einem Seufzer an das untere Ende des Tisches und fing eifrig an zu stricken, die Mutter ließ sich mit einem leisen »Willkommen Esben!« am Spinnrocken nieder.

»Es soll wol auf Handelswegen sein?« nahm der Vater wieder das Wort.

»Wie es sich macht« antwortete sein Gast; »man muß probiren, was da im Süden zu verdienen ist. Meine Bitte ist übrigens, daß Ihr nicht so sehr Eile haben mögt, Cäcilie zu verheirathen, ehe ich zurückkomme und wir sehen, wie es mir glückt.«

Cäcilie erröthete und starrte unverwandt auf ihre Arbeit.

Die Mutter hielt das Spinnrad mit der einen Hand an, legte die andre in den Schooß und sah den Sprechenden steif an. Der Vater sagte zu mir gewendet: »Bis das Gras gewachsen ist, stirbt der Gaul. — Wie kannst Du verlangen, daß Cäcil auf Dich warten soll! Du kannst lange wegbleiben — es kann geschehen, daß Du nimmer wieder kommst.«

»Dann ist es Eure Schuld, Michel Kräusen,« unterbrach ihn Esben, »aber das sage ich Euch, wenn Ihr Cäcil an einen andern zwingt, so thut Ihr eine große Sünde sowohl an ihr, als an mir.«

Darauf erhob er sich, reichte den beiden Alten die Hand und sagte ein mürrisches Adieu. Zu seiner Geliebten sagte er in milderem und weicherem Tone : »Leb wohl, Cäcil, und Dank für alles Gute. Denk an mich aufs Beste; wenn Du übrigens mußt — Gott sei mit Dir — und mit Euch Allen zusammen. — Adieu!«

Er kehrte sich gegen die Thür, steckte Pfeife, Beutel und Feuerzeug jedes in seine gehörige Tasche, nahm

den Stock und wanderte fort, ohne sich ein einzigmal umzusehen. — Der alte Mann lächelte wie früher, seine Frau stieß ein »Ach ja!« aus und setzte das Spinnrad wieder in Bewegung, aber Thräne auf Thräne rollte über die Wangen Cäciliens.

Ich hatte hier die einladendste Veranlassung, die Grundsätze zu entwickeln, welche die Eltern bei der Verheirathung ihrer Kinder leiten sollen. Ich hätte daran erinnern können, daß Reichthum zur ehelichen Glückseligkeit nicht genügt, daß das Herz auch seine Stimme haben muß, daß Klugheit überall dazu räth, mehr auf Rechtschaffenheit, Fleiß und Tugend zu sehen, als auf Geld. Ich hätte dem Vater (denn die Mutter schien wenigstens neutral zu sein) seine Härte gegen die einzige Tochter vorhalten können; aber ich kannte den gemeinen Mann zu gut, um ein unnützes Wort an diese Materie zu verschwenden. Ich wußte, daß Vermögen in diesem Stande über Alles geht — und — aber ist es denn viel anders in den andern Ständen? Ich kannte übrigens die Festigkeit des Bauers, die gerade in diesem Punkte an Hartnäckigkeit grenzt, und daß er bei Controversen dieser Art mit einem Höheren oft nachgiebt und sich stellt, als ginge er zu seiner Meinung über, so daß man fast glaubt ihn überzeugt und überwiesen zu haben, eben wenn er am

Unerschütterlichsten entschlossen ist, nach seinem eignen Kopfe zu gehen.

Ferner ist es noch eine Betrachtung, welche mir gebot, nicht unaufgefordert meine Finger zwischen Messer und Wand, zwischen Thür und Angel, zwischen Hammer und Ambos zu stecken, die nämlich: Ist Reichthum nicht auch das reelste von allen irdischen Gütern — von denen Notabene, welche nach Epiktets Eintheilung in unserer Gewalt sind?

Ist Geld nicht ein hinreichendes Surrogat für alle sublunaren Herrlichkeiten — ein unverwerfliches Repräsentativ für Essen und Trinken, für Kleider und Wohnung, für Achtung und Freundschaft, ja selbst in gewisser Hinsicht für Liebe? Ist endlich Vermögen nicht das, was die meisten Genüsse und die größte Unabhängigkeit verschafft, was die meisten Mängel ersetzt? Ist Armuth nicht die Klippe, an welcher Freundschaft und selbst Liebe oft scheitert? »Wenn die Krippe leer ist, beißen sich die Pferde,« sagt der Bauer, und was sagen die Andern, wenn der Rausch der Liebe verflogen ist und die Flitterwochen vorbei? Gewiß wäre es zu wünschen, daß Amor und Hymen stets einander folgten; aber sie wollen doch am liebsten Plutus in ihrem Gefolge haben.

Nach dieser Betrachtung der Welt, wie sie ist — vernünftiger vielleicht, als Einige es erwarten und

Andere es wünschen von einem Romanschreiber — wird man es consequent finden, daß ich mich nicht in Esbens und Cäciliens Roman mischte, um so weniger, da derselbe vom Anfang bis zum Ende eine vernünftige Spekulation gewesen sein dürfte, weniger berechnet auf der Tochter Schönheit und Herz, als auf des Vaters vollgepfropften Alkoven und schweren Wandschrank, und obschon ich wohl wußte, daß reine Liebe nicht immer eine poetische Erfindung ist, so erkannte ich doch schon damals, daß man sie häufiger in Büchern, als außer diesen findet.

Nachdem also die schöne Cäcilie hinausgegangen war — wahrscheinlich um ihren Gefühlen ungesehen in einem reichlichen Thränenstrome einen Abfluß zu geben — ließ ich nur die Aeüßerung fallen, es wäre Schade, daß der junge Bursche nicht warm säße, da es doch schiene, als wäre er ein ordentlicher Mensch, der dem Mädchen gut wäre.

»Wenn er,« fügte ich hinzu, »einmal zurückkommen könnte mit einem Stücker zwanzig guten Papieren¹« —

»— und diese sein eigen wären,« fügte der alte Michel pfiffig hinzu, »ja dann wäre es eine andere Sache.«

Ich ging wieder in meine menschenleere und sorgenlose Haide hinaus. In weiter Ferne seitwärts sah

ich noch Esben und die Rauchwolken seiner Pfeife; — »so« — dachte ich — »dampft sein Kummer und seine Liebe für die arme Cäcilie aus!« Ich warf noch einen Blick zurück auf den Hof des reichen Strumpfkrämers und sagte zu mir selbst: »Hätte dieser nicht da gelegen, dann rännen so viel weniger Thränen in der Welt.«

Es vergingen sechs Jahre, ehe ich wieder in diesen Theil der Haide kam. Es war ein eben so ruhiges und warmes Septemberwetter, wie das vorige Mal, Durst trieb mich nach einem Hause und es traf sich so, daß der Strumpfkrämer eben der Nächste war. Erst beim Wiedererkennen der einsamen Wohnung des guten Michel Kräusen kam mir die schöne Cäcilie und ihr Geliebter in den Sinn und Neugierde zu wissen, welches Ende diese Haideidylle gehabt hätte, trieb mich eben so stark, wie mein Durst. Unter solchen Umständen bin ich sehr geneigt die wirkliche Geschichte zu anticipiren. Ich mache meine Vermuthungen und stelle mir vor, wie es sein könnte und sollte, und prüfe wie weit meine Schätzung mit den Fügungen des Schicksals stimmen möchte.

Ach, wie oft sind die Abweichungen meiner Voraussetzungen von dem richtigen Cours der Begebenheiten sehr groß! So auch hier. Ich dachte mir Esben und Cäcilie als Mann und Weib, sie mit einem

Kindlein an der Brust, den Großvater mit einem oder zwei größeren auf dem Knie, den jungen Krämer selbst als unternehmenden und glücklichen Vorsteher des ausgedehnten Strumpfhandels — aber es kam ganz anders.

Als ich die Hausflur betrat, hörte ich eine weiche weibliche Stimme singen, was ich anfangs für einen einschlummernden Wiegengesang hielt, doch war der Ton so schwermüthig, daß meine hohe Erwartung schon anfang bedeutend herabgestimmt zu werden. Ich blieb stehen und lauschte. Der Inhalt des Gesanges war eine hoffnungslose Liebesklage, der Ausdruck war simpel, aber wahr und rührend; aber meine Erinnerung hat nur den am Schluß jeder Strophe wiederkehrenden Refrain behalten.

»Und was am Schmerzlichsten betrübt,
»Ist doch zu missen, was man liebt.«

Mit dunkeln Ahnungen öffnete ich die Stubenthür.

Eine ältliche, große und dicke Bauerdirne, die dasaß und Wolle kratzte, fiel mir zuerst in die Augen. Aber sie war es nicht, die sang. Die Singende kehrte mir den Rücken zu, sie saß und neigte sich schnell vor- und rückwärts und bewegte die Hände, als wenn sie spänne. Die Erstere erhob sich und hieß mich

willkommen; aber ich ging vorwärts, um der Andern ins Gesicht zu sehen.

Es war Cäcilie, blaß, doch noch schön, ehe sie den Blick zu mir erhob. Ach, da leuchtete der Wahnsinn aus ihren matt glänzenden Augen und aus dem widerlich süßlichen, häßlichen Lächeln, auch bemerkte ich, daß sie keinen Rocken vor sich hatte, sondern der, welchen sie sich einbildete, mußte von demselben Stoffe sein, wie Macbeths Dolch.

Sie hielt mit dem Gesang wie mit ihrem lustigen Spinnen inne und fragte mich eifrig: »Seid Ihr von Holstein? Saht Ihr Esben? Kommt er bald?«

Ich merkte woran ich war und antwortete eben so schnell: »Ja, nun bleibt er nicht lange mehr, — ich soll Dich von ihm grüßen.«

»Da muß ich fort und ihn empfangen,« rief sie erfreut, stand von ihrem kleinen Strohstuhl auf und trippelte nach der Thür.

»Wart ein Bischen, Cäcil,« rief die Andre und legte die Kratze bei Seite, »und laß mich mitkommen.«

Dabei blinzelte sie mir zu und schüttelte den Kopf — ihr Mienenspiel war überflüssig. »Mutter,« rief sie laut gegen die Kirchthür, »es ist Einer hier hinnen; kommt mal herein; denn jetzt gehen wir.«

Sie sprang der Wahnsinnigen nach, die schon im Hofe war. —

Die Alte kam herein. Ich erkannte sie nicht wieder, doch vermuthete ich richtig, daß sie die Mutter des unglücklichen Mädchens sein müßte. Kummer und Alter hatten sie wol auch stark mitgenommen.

Auch sie erinnerte sich meiner nicht vom vorigen Male, aber nach einem »Willkommen, setzt Euch« that sie die gewöhnliche Frage: »Mit Erlaubniß, wo ist der gute Mann her?«

Ich sagte es und erinnerte sie zugleich daran, daß ich vor einigen Jahren hier gewesen war.

»Herr Gott!« rief sie und schlug die Hände zusammen, »sind Sie es? Sein Sie so gut und setzen Sie sich an das obere Ende des Tisches, ich will unterdessen ein Butterbrod schneiden, vielleicht sind Sie auch durstig?

Ohne meine Antwort abzuwarten, ging sie schnell in das kleine Seitenzimmer und kam bald zurück mit Speise und Trank.

Wohl war ich begierig, das Nähere über die arme Cäcilie zu erfahren; aber ein Vorgefühl von etwas besonders Traurigem dämpfte meine Neugierde und hielt mich ab, geradezu nach dem zu fragen, was zu hören ich sowohl wünschte, als fürchtete.

»Ist der Mann nicht zu Hause?« war meine erste Frage.

»Mein Mann?« sagte sie. »Ihn hat der liebe Gott vor langer Zeit zu sich genommen. Ach ja, es wird nun zu Michaelis drei Jahre, daß ich Wittwe bin. — Noch ein Stück, sein Sie so gut, verschmähen Sie es nicht; es ist ja freilich nur Bauerkost.«

»Viel Dank,« sagte ich, »ich bin mehr durstig als hungrig. — Also Euer Mann ist hinübergegangen — es ist ein großer Verlust und ein großer Kummer für Euch gewesen.«

»Ach ja,« seufzte sie mit Thränen in den Augen, »aber das ist nicht der einzige. — Lieber Gott, sahen Sie nicht unsre Tochter?«

»Ja,« antwortete ich, »sie kam mir etwas contract vor. —«

»— Sie ist ganz wahnsinnig,« sagte sie, in Thränen ausbrechend. »Wir müssen einen Menschen halten, nur um sie zu beaufsichtigen und sie kann sich auch nicht viel Andres vornehmen. Es sollte nun wahrlich scheinen, als wenn sie etwas spinnen und stricken sollte; aber es hat keine Art; denn sie muß wohl sechszehnmal des Tages mit ihr laufen, wenn sie Esben in den Kopf bekommt —«

»— Wo ist Esben ?« unterbrach ich sie.

»Ja Gottes Reiche« erwiderte sie. »So, Sie haben nicht davon gehört ? Gott sei uns gnädig, er hatte einen elenden Tod, so ein Elend hat noch Niemand je

gehört. — Sie müssen nicht stolz sein; essen und trinken Sie, so viel Sie wollen. — Ja wahrlich, ich habe viel durchgemacht seit der Zeit, wo Sie das letzte Mal hier waren. Die Zeiten sind auch beschwerlich. Mit den Strümpfen ist es vorbei und wir müssen Fremde halten, um nach Allem zu sehen.«

Da ich bemerkte, daß ihr Kummer über die Vergangenheit, vermischt mit der Sorge für die Gegenwart, nicht größer war und sie wohl aushalten konnte, mir ihr Mißgeschick zu erzählen, bat ich sie darum. Sie fügte sich gern meinem Begehren und gab mir einen Bericht, den ich — mit Ausnahme von nicht hergehörenden Einschaltungen — so gut ich vermag — in dem eigenthümlichen, simpeln und einfachen Styl der Erzählerin wiedergeben will.

»Wir und Kjeld Esbensen,« begann sie, nachdem sie ihren Stuhl an den Tisch hingezogen, sich auf demselben niedergelassen und ihr Strickzeug zurechtgemacht hatte — »sind Nachbarn gewesen von der Zeit an, wo wir auf den Hof kamen. Kjelds Esben und unsre Cäcil wurden gute Freunde, ehe es Jemand wußte. Unser Mann war nicht sehr erfreut und ich auch nicht; denn Esben hatte nicht viel und der Vater gar nichts. Aber wir dachten doch, daß das Mädcl klüger sein würde, als sich an so einen grünen Jungen zu hängen. Er lief freilich herum mit einem Bischen

Strümpfen und verdiente ein paar Schillinge: aber wie weit sollte das langen? So kam er und freite. Unser Mann sagte »Nein,« — was nichts so Besonderes war, und damit zog Esben nach Holstein hinaus. Wir merkten wohl, daß Cäcil ein Bischen schwermüthig wurde; aber darum kümmerten wir uns nicht. »Sie vergißt ihn wohl,« sagte unser Mann, »wenn der Rechte kommt.«

»Es dauerte auch nicht lange, so kam Mads Egelund — ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen, er wohnt übrigens ein paar Meilen von hier. — Er kam und freite mit einem schuldenfreien Hofe und dreitausend Thalern auf Zinsen. Das konnte wohl angehen. Michel sagte augenblicklich »Ja,« aber Cäcil — Gott bedaure es — sie sagte »Nein.« So wurde der Mann böse und stieg ihr aufs Dach. Mir scheint wohl, er war zu hart; aber der selige Mann wollte sich am liebsten selber rathen und darum ging auch er und Madses Vater zu dem Priester und ließ sie aufbieten. Es ging zwei Sonntage gut; aber am dritten, als er sagte: »Hat nun Jemand Etwas einzuwenden,« erhob sich Cäcil im Stuhl und rief: »Das habe ich. Esben und ich sind dreimal im Paradiese aufgeboten.«

»Ich winkte ihr zu, aber es war zu spät. Jedermann in der Kirche hatte es gehört und sah nach unserm Stuhle — es kam eine große Schande über uns. —

Noch dachte ich aber nicht daran, daß sie ihren Verstand verloren hätte; aber ehe der Priester von der Kanzel herabgekommen war, fing sie wieder an, eine Menge herauszuplappern von Esben und Paradies, von Brautkleid und Brautbett, dort oben und hier unten — das Erste war das Letzte und das Letzte war das Erste — wir mußten mit ihr aus der Kirche. Der selige Michel schalt sie wohl aus und sagte, es wären Schelmenstücke. Ja, Gott bewahre uns vor Schelmenstücken — es war bitterer Ernst, verrückt war sie und verrückt blieb sie.«

Hier ließ die Erzählerin den Strickstrumpf in den Schooß sinken, nahm den wollenen Knäuel von der linken Schulter, drehte ihn einigemal herum und beguckte ihn von allen Seiten; aber ihre Gedanken waren wo anders. Nach einer Pause von ein paar Minuten drückte sie den Knäuel gegen beide Augen, hing ihn wieder an seinen Haken und setzte die Stricknadeln in schnelle Bewegung, indem sie den abgerissenen Faden der traurigen Begebenheit auf folgende Weise wieder aufnahm.

»Aber ihre Rede ging da hinaus, daß sie gestorben und ins Paradies gekommen wäre und daß sie dort Esben heirathen sollte, sobald er auch gestorben wäre, und damit fuhr sie fort sowohl bei Nacht, als am lichten Tage. Der selige Michel merkte jetzt, wie es

zusammenhing. »Das hat Gott gethan,« sagte er, »gegen seinen Willen kann Niemand;« aber es ging ihm gleichwohl nahe und ich weiß wohl, wie viele gute Stunden ich in meinem Bette gelegen habe und geweint, wenn alle Andern zur Ruhe waren. Manchmal kam es mir vor, als wäre es besser gewesen, wenn die beiden jungen Leute zusammengekommen wären. »Kann sein,« sagte unser Mann, »aber es sollte einmal nicht sein.«

»In den ersten paar Monaten war sie schwer zu regieren und wir hatten viel von ihr zu leiden. Später wurde sie etwas ruhiger, sprach nur wenig, aber seufzte und weinte mitunter. Angreifen wollte sie gar Nichts; »denn im Himmel,« sagte sie, »da ist alle Tage Feiertag.«

»So ging ein gutes halbes Jahr hin und es war fast doppelt so lange von der Zeit ab, da Esben nach Süden gezogen war und Niemand hatte weder Gutes, noch Schlimmes von ihm gehört. Da begab es sich eines Tages, wie wir am Besten hier saßen, der selige Michel und Cäcil und ich, daß Esben zur Thür hereintrat. Er war gerade von der Reise gekommen und noch nicht in seiner Heimath gewesen, wußte auch nicht, wie es hier stand, bis er das Auge auf das Mädchen geworfen hatte; da konnte er wohl sehen, es war nicht so ganz richtig.«

»Du lässest lange aus Dich warten,« sagte sie, »das Brautbett ist schon über Jahr und Tag gemacht; aber sag' mir erst, bist Du todt oder lebendig?

»Herr Gott, Cäcil,« sagte er, »Du kannst ja doch wol sehen, daß ich lebendig bin!«

»Das ist Schade,« antwortete sie, »denn da kannst Du nicht zur Thür im Paradiese hereinkommen. Beeile Dich zu sterben, so bald Du kannst; denn Mads Egelund geht herum und lauert, ob er nicht zuerst kommen kann.«

»Das ist ein übler Zustand,« sagte er. »Michel, Michel! Ihr habt großes Unrecht an uns gethan. Ich bin nun ein Mann von guten fünftausend Thalern, meiner Mutter Bruder draußen in Holstein ist unverheirathet gestorben und ich soll ihn beerben.«

»Was sagst Du ?« sagte unser Mann. — »Das ist Schade, daß wir es nicht etwas eher gewußt haben. Aber nimm Dir ein Bischen Zeit, das Mädchen kann sich vielleicht noch erholen.«

»Esben schüttelte den Kopf und ging zu unsrer Tochter, um ihr die Hand zu geben. »Cäcil,« sagte er, »rede nun vernünftig, wir sind ja alle Beide lebendig und wenn Du vernünftig sein willst, so geben die Eltern ihre Zustimmung, daß wir einander bekommen können.«

»Aber sie warf beide Hände auf den Rücken und rief : »Bleib mir vom Leibe! Was habe ich mit Dir zu schaffen? Du bist ein Mensch und ich ein Gottesengel.«

Da drehte er sich um und fing an, recht bitterlich zu weinen. »Gott vergebe Euch, Michel Kräusen,« sagte er, »was Ihr an uns zwei sündigen Menschen gethan habt.«

»Gieb Dich zufrieden,« sagte unser Mann, »es kann noch gut werden. Schlaf diese Nacht hier und laß uns sehen, was sie morgen sagt.«

»Es war Abend und es zog ein schweres Gewitter herauf mit Blitz und Donner, das gräßlichste, das ich je gesehen habe, fast als wenn die Welt untergehen sollte. So ließ Esben es sich denn gefallen, bei uns sich zur Ruhe zu legen, und sobald das Wetter etwas nachgelassen hatte, legte er sich in die obere Stube. Wir Andern gingen ebenfalls zu Bette und ich konnte lange durch die Wand hören, wie er seufzte und weinte, ich glaube auch, er betete zu Gott im Himmel. Endlich fiel ich ebenfalls in Schlaf. Cäcil lag und schlief in dem Alkoven, geradeüber von Michels und meinem.«

»Es konnte wol eine Stunde oder etwas mehr über Mitternacht sein, als ich aufwachte. Es war still draußen und der Mond schien durch das Fenster. Ich

lag da und dachte an das Elend, das über uns gekommen war und ich dachte am Allerwenigsten daran, daß das geschehen wäre, wovon ich Euch jetzt erzählen will. — Es schien mir zu ruhig dort bei Cäcil zu sein und ich konnte gar nicht hören, daß sie Athem holte, auch bemerkte ich nichts mehr von Esben. Es kam mir vor, als wäre es nicht richtig. Ich stand leise von meinem Bette auf und ging zu der Cäcil ihrem hin. Ich guckte hinein und fühlte nach ihr; aber sie war nicht da. Jetzt wurde ich unruhig in meinem Sinne, sprang schnell in die Küche, machte Licht an und damit ging ich in die obere Stube hinauf.«

»Ach, Gott sei uns gnädig ! Was sah ich da! Sie saß an Esbens Bett und hatte seinen Kopf in ihren Schooß gelegt. Aber als ich genauer nachsah, war er blaß, wie eine Leiche, seine Augen und die Betttücher waren roth von Blut, ich stieß einen Schrei aus und fiel aus den Boden; aber Cäcil winkte mir mit der einen Hand und streichelte seine Backen mit der andern. »St! St!« sagte sie, Jetzt schläft mein Geliebter einen süßen Schlaf. Augenblicklich, wenn ich seinen Körper begraben habe, tragen die Engel seine Seele ins Paradies und da soll dann unsere Hochzeit sein mit großer Freude und Herrlichkeit.« — Ach, ach, Du guter Gott und Vater! sie hatte ihm den Hals

abgeschnitten — das blutige Rasirmesser lag auf dem Fußboden vor dem Bette.«

Hier verbarg die unglückliche Wittwe ihr Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich, während Schmerz und Entsetzen meine Brust zusammenschnürten. Endlich kam sie zu ihrer gewöhnlichen Fassung und fuhr fort, wie folgt:

»Da wurde großes Elend und Jammer sowohl hier, als bei Esbenes; aber was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Als sie mit ihm zu seinen Eltern gefahren kamen — sie glaubten, er wäre wohlverwahrt draußen in Holstein — ja, da wurde ein Schreien und ein Jammern, als wenn der Hof zusammenstürzen sollte. Es war ein ordentlicher Kerl und setzt zu so großem Reichthum und Vermögen gekommen, und mußte doch so elend in seinem jungen Alter sterben und das von seiner Liebsten Hand. — Der selige Michel konnte es auch nie vergessen, er konnte sich von der Zeit an nicht wieder ermannen. Ein paar Monate darnach wurde er bettlägerig und dann nahm ihn der liebe Gott von mir.«

»Denselben Tag, wo er beerdigt wurde, fiel Cäcil in einen tiefen Schlaf und schlief wahrlich volle dreimal vierundzwanzig Stunden in einem Zuge. Ich saß an ihrem Bette und erwartete, daß sie der liebe Gott zu sich nehmen möchte; aber wie sie da am Besten lag,

stieß sie einen tiefen Seufzer aus, warf die Augen auf mich und sagte: »Wie ist mir? Wo bin ich gewesen? Ich habe sonderbare Träume gehabt. Es kam mir vor, als wäre ich im Himmel und Esben bei mir. — Herr Gott, Mutter, wo ist Esben? Habt Ihr Nichts von ihm gehört, seit er nach Holstein zog?«

»Ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte. »Nein,« — sagte ich — »ich weiß nicht viel von ihm.« Sie seufzte. »Wo ist der Vater?« frug sie dann. »Der Vater hat es gut,« antwortete ich, — »ihn hat der liebe Gott zu sich genommen.« — Da weinte sie. »Mutter, laß mich ihn sehen,« sagte sie. — »Das kannst Du nicht, Kind,« — antwortete ich, »denn er liegt in der Erde.« — »Gott im Himmel,« schrie sie, »wie lange habe ich denn geschlafen?« — Hieran merkte ich, daß sie nicht wußte, in welchem Zustande sie gewesen war. »Habt Ihr mich geweckt, Mutter,« sagte sie wieder, »so habt Ihr mir keinen Gefallen gethan. Ich schlief so süß und träumte so lieblich. Esben kam jede Nacht zu mir und besuchte mich in leuchtenden, weißen Kleidern und mit einer rothen Perlenschnur um den Hals.«

Hier sank die Alte wieder in ihre schwermüthigen Gedanken zurück und erst nach einigen tiefen Herzensseufzern nahm sie den Faden wieder auf.

»Das arme Kind hatte seinen Verstand wieder bekommen; aber Gott weiß, ob es besser für sie war. Sie war nie froh, sondern immer still betrübt, sprach nicht, außer wenn man sie fragte, verrichtete ihre Arbeit sehr fleißig — sie war weder krank, noch gesund. Es wurde bald bei den Nachbarn herum bekannt und ungefähr ein Vierteljahr darauf kam Mads Egelund, um das zweite Mal um sie anzuhalten; aber sie wollte ganz und gar Nichts von ihm wissen. Als er nun merkte, daß sie ihn gar nicht leiden konnte, wurde er böse und kriegte Böses in den Sinn. Ich und die Leute und Alle, die hierher kamen, waren immer sehr aufmerksam darauf, daß wir nicht das geringste Wort darüber fallen ließen, wie sie selbst in ihrem Wahnsinne den armen Esben ums Leben gebracht hatte und sie dachte wol auch, daß er entweder todt wäre, oder draußen im Süden verheirathet.«

»Eines Tages, als nun Mads hier war und hart in sie drang, ihm ihr Ja zu geben, und sie dann antwortete, daß sie lieber sterben wollte, als sich mit ihm verheirathen sagte er gerade heraus, daß er auch nicht so sehr versessen auf Eine wäre, die ihrem ersten Liebsten den Hals abgeschnitten hätte und damit erzählte er ihr das Ganze, wie es zugegangen war. Ich stand draußen in der Küche und hörte es so halb und halb. Ich warf hin, was ich in den Händen hatte,

sprang herein und rief ihm zu : »Mads, Mads, Gott vergebe Euch, was Ihr gethan habt!« Aber es war zu spät. Sie saß auf der Bank so bleich, wie eine gekalkte Wand und die Augen standen stier in ihrem Kopfe.«

»Was habe ich gethan!« sagte er. »Ich habe ja nichts Anderes gesagt, als was wahr ist. Es ist besser, daß sie es erfährt, als daß man sie zum Narren hält und hier ihr ganzes Leben lang gehen läßt, um auf einen todten Mann zu warten. — Adieu! Ich danke!«

»Er ging und sie war wieder zurückgefallen und kommt wahrscheinlich in diesem Leben nie mehr zu Verstande. Ihr seht selbst, wie sie ist. Die ganze Zeit, wenn sie nicht schläft, singt sie dieses Lied, das sie selber gedichtet hat, damals als Esben nach Holstein zog, und sie bildet sich ein, daß sie an ihren Brautbetttüchern spinnt. Sonst ist sie doch Gott sei Dank ruhig und thut nicht dem kleinsten Geschöpfe was zu Leide; aber wir dürfen sie doch nicht aus dem Auge lassen. Gott sehe in Gnaden auf sie und nehme uns Beide bald zu sich!«

Während sie die letzten Worte sagte, kam die Unglückliche mit ihrer Begleiterin wieder herein. »Nein,« sagte sie, »heute ist er nicht zu sehen; aber morgen haben wir ihn gewiß. Ich muß mich dazu halten, wenn ich mit den Betttüchern fertig werden will!«

Sie ließ sich schnell auf ihren kleinen Strohstuhl nieder und mit Händen und Füßen in schneller Bewegung stimmte sie wieder ihre Liebesklage an. Ein langer und tiefer Seufzer ging allemal dem Endreime voran:

»Und was am Schmerzlichsten betrübt
»Ist doch zu missen, was man liebt.«

Ihr schönes, blasses Gesicht senkte sich dann auf den Busen nieder, Hände und Füße ruhten einen Augenblick, aber bald und voll Eifer raffte sie sich wieder auf, fing den zweiten Vers an und setzte den Schattenrocken in Bewegung.

In schwermüthigen Gedanken wanderte ich zurück. Meine Seele hatte die Farbe der Wüste angenommen, meine Phantasie war nur mit Cäcilie und ihrem schrecklichen Schicksal beschäftigt. In jedem fernen Luftbilde glaubte ich die Tochter des Strumpfkramers zu sehen, wie sie dasaß und spann, sich wiegte und mit den Armen ausfuhr. In den traurigen Tönen des Haidevogels und den einförmigen Klage-trillern der einsamen Haidelerche hörte ich nur, die traurigwahren, von so vielen tausend verwundeten Herzen tiefgefühlten Worte:

»Und was am Schmerzlichsten betrübt,

»Ist doch zu missen, was man liebt.«

Endnote

¹ Einhundert-Thaler-Scheine